
Predigt am Karfreitag, 10. April 2020 im Hohen Dom zu Regensburg
in den Zeiten der Corona-Beschränkungen

Bischof Dr. Rudolf Voderholzer

Liebe Schwestern und Brüder,

hier im Regensburger Dom und verbunden mit uns übers Internet oder übers Fernsehen!

Zur Sterbestunde Jesu haben wir die Passion nach dem Evangelisten Johannes gehört. Und nachher werden wir das Kreuz unseres Herrn Jesus Christus verehren.

Hier im Dom wird es hier vorne vor dem Altar aufgerichtet werden. Ich weiß von etlichen Feldkreuzen und Marterln, die heuer in besonderer Weise geschmückt worden sind, und ich lade Sie ein, auch mit besonderer Aufmerksamkeit und Liebe auf das Kreuz oder vielleicht auch die Kreuze zu blicken, die sie bei sich zuhause aufgehängt haben im Glauben und Vertrauen auf den besonderen Segen, der vom Kreuz ausgeht, und als ausdrückliches Bekenntnis zu unserem Herrn Jesus Christus.

Die Geschichte der Darstellung des Gekreuzigten ist außerordentlich reich und spiegelt die Geschichte auch unseres christlichen Glaubens wider. Das Kreuz macht uns immer wieder den ganzen Ernst des menschlichen Lebens, seiner Todverfallenheit, die Not menschlicher Verlorenheit, aber auch die Abgründigkeit menschlicher Schuld und menschlicher Bosheit bewusst. Den Augen des Glaubens wird das Kreuz zum Aufruf zu Buße und Umkehr, schließlich zum Zeichen des Trostes und der Hoffnung.

Eine besondere Form der Kreuzigungsdarstellung, die uns in Zeiten von großer Not infolge auch von Krankheiten und Epidemien führen, sind die Pestkreuze. Sie erinnern sich vielleicht, dass Papst Franziskus vor wenigen Tagen in Rom seine beeindruckende Andacht auf dem Petersplatz vor einem alten römischen Pestkreuz hielt, das dann vom strömenden Regen in Mitleidenschaft gezogen wurde, mittlerweile aber wieder gesichert ist.

Dieses Kreuz hat seinen Namen davon her, dass es während der Zeiten der Pest zum Segen durch die Straßen getragen wurde.

Pestkreuze in einem noch engeren Sinn nennt man Darstellungen des Gekreuzigten, dessen geschundener Leib übersät ist mit Wunden, in denen sich die Symptome der Krankheit selbst widerspiegeln. Diese Bilder verkünden auf ihre Weise die tröstliche Botschaft, die

uns in der ersten Lesung aus dem Buch des Propheten Jesaja vorhin vorgetragen wurde. Vom Gottesknecht, in dem das Schicksal Jesu geheimnisvoll vorweggenommen ist, heißt es: *„Er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich genommen. [...] Durch seine Wunden sind wir geheilt“* (Jes 53,4 f.).

Das für mich immer noch beeindruckendste Trostbild dieses Typs ist das Bild des Gekreuzigten auf dem so genannten Isenheimer Altar. Um das Jahr 1515 geschaffen von Meister Matthias Grünewald, ist es heute zu sehen im Museum Unterlinden im elsässischen Colmar. Das Bild ist Bestandteil eines Flügelaltars, zu dem auch ein Weihnachtsbild und ein Auferstehungsbild gehören und der je nach Kirchenjahreszeit eine eigene Ansicht zeigt.

Bei aller Expressivität und Drastik der Darstellung ist das Kreuzigungs-Bild von Matthias Grünewald doch ein hochtheologisches Bild, ein Glaubensbild, ein Trostbild.

Vom Betrachter aus rechts unter dem Kreuz steht Johannes der Täufer, dessen Martyrium der Kreuzigung Jesu ja schon vorangegangen war. Seine ganze Gestalt mündet in seinen ausgestreckten überlangen Zeigefinger aus, der das Wort unterstreicht, mit dem er von sich weg auf den Herrn verweist, dem die Wege zu bereiten er gesandt war: *„Seht das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt“* (Joh 1,29). Dieser Botschaft zugeordnet ist das weiße Lamm zu seinen Füßen, das nicht nur den Kreuzstab gleichsam umarmt, sondern aus dessen Seitenwunde Blut in einen Kelch strömt. Der zerfetzte Lendenschurz Jesu nimmt motivisch die zerfetzten Windeln auf, in die das Jesuskind auf dem Weihnachtsbild desselben Altars gewickelt ist. So arm und notdürftig bekleidet, wie er als Kind vor den Toren Betlehems in den Armen Marias liegt, stirbt er vor den Toren Jerusalems am Kreuz. *„Er der reich war, wurde euretwegen arm, um euch durch seine Armut reich zu machen“* (2 Kor 8,9).

Und so geht die Aussage dieses Bildes noch tiefer: Denn dieser Isenheimer Altar, er ist nicht für eine Kathedrale, auch nicht für eine Pfarrkirche geschaffen worden, sondern für ein Krankenhaus, näherhin für das Kloster der Antoniter in Isenheim. Die Gemeinschaft der Antoniter, entstanden gegen Ende des elften Jahrhunderts und benannt nach dem heiligen Antonius (251–356), dem frühkirchlichen Vater des eremitischen Mönchtums, war ein Krankenpflegeorden. In der Zeit ihrer Blüte im Mittelalter gab es 379 Hospitäler, die von Antonitern betreut wurden.

Ihre besondere Aufmerksamkeit galt den Menschen, die vom so genannten „Antoniusfeuer“, einer im Mittelalter weit verbreiteten Krankheit befallen waren, die, wie man heute weiß, auf eine Vergiftung mit dem „Mutterkorn“ zurückzuführen war. Das Mutterkorn ist ein schwarzer Pilz, der die Roggenähre befällt und beim Mahlen des Getreides unentdeckt bleibt. Im menschlichen Körper führt es zwangsläufig zu einer Vergiftung. Brennende Schmerzen aufgrund von Gefäßverengungen, die zum langsamen Absterben von Gliedmaßen führten, gehörten zu den Symptomen dieser Krankheit. Auch Krämpfe, Durst und

Wahnvorstellungen begleiteten das Bild dieser Krankheit, gegen die in dieser Zeit noch kein Kraut gewachsen schien.

Das Besondere und schließlich auch Tröstliche des Kreuzigungsbildes auf dem Isenheimer Altar ist, dass Jesus der Gekreuzigte mit den Symptomen des Antoniusbrandes dargestellt ist, jener Krankheit also, unter der die Patienten litten, die von den Antonitern dort gepflegt wurden. *„Vor diesem Bild beteten die Mönche mit ihren Kranken, die Trost fanden in der Erkenntnis, dass in Christus Gott mit ihnen litt. Von diesem Bild her wussten sie sich gerade durch ihre Krankheit mit dem gekreuzigten Christus identisch, der als Geschlagener mit allen Geschlagenen der Geschichte eins geworden war; sie erfuhren die Gegenwart des Gekreuzigten in ihrem Kreuz und wussten sich durch ihre Not hineingehalten in Christus und damit in den Abgrund ewigen Erbarmens. Sie erfuhren sein Kreuz als ihre Erlösung“* (Joseph Ratzinger, Gekreuzigt, gestorben und begraben. Karfreitag, in: JRGS 6, 639–646, hier 643 f.). Mit den Worten des heiligen Petrus wird ihnen zugerufen: *„Durch seine Wunden seid Ihr geheilt!“* (1 Petr 2,24).

Was können wir heute angesichts der Corona-Pandemie aus diesem kunst- und frömmigkeitsgeschichtlichen Kapitel lernen?

Erstens: Gott ist kein strafender Gott, sondern ein liebender und vor allem mit-leidender Gott. Er ist nicht unberührt oder unbeteiligt, sondern er hat sich betreffen und verwunden lassen von unserer Not. Der Blick auf das Kreuz möge auch heute den Kranken Trost und Zuversicht schenken. Gott lässt das Leid zu und er zeigt, dass er daraus Gutes wachsen lassen kann. Und selbst in der dunkelsten Nacht steht er dafür, dass das Licht wieder aufstrahlt.

Zweitens. Der mitleidende Gott bewegt und drängt uns, mit den Notleidenden solidarisch zu sein und ihnen unser Herz zu öffnen; bei ihnen zu sein in ihrem Schmerz, ihrer Einsamkeit und Not, und all dies nach Möglichkeit zu lindern.

Ein dritter Gedanke: Der Glaube an den Gekreuzigten steht nicht im Widerspruch zur medizinischen Forschung und ärztlichen Kunst, die er nicht ersetzen kann und nicht ersetzen will. Im Gegenteil: Das Vertrauen darauf, dass die Schöpfung sinnhaft, logoshaft ist, lässt naturwissenschaftlich, biologisch und chemisch nach den Gründen und Zusammenhängen forschen und wird uns hoffentlich bald einen Impfstoff und ein Medikament entdecken lassen. Immerhin wissen wir schon um die Verbreitungswege des Corona-Virus, so dass wir uns halbwegs gegenseitig schützen können. Aber hinsichtlich der Krankheit selbst stehen wir momentan so hilflos da wie frühere Generationen vor dem Antoniusbrand, dem Ausatz, der Pest und anderer Seuchen.

Ein letzter Gedanke. Auch wenn der Impfstoff gefunden sein und die Medizin weitere Fortschritte gemacht haben wird, bleibt die Erkenntnis aus der Lektion dieser Tage: Menschliches Leben ist zerbrechlich und zutiefst gefährdet. Es hängt, biologisch gesprochen, am seidenen Faden eines funktionierenden Immunsystems. Unsere Bäume wachsen nicht in den Himmel. Unser Leben ist, um mit Sören Kierkegaard zu sprechen, eine Krankheit zum Tode. Jeder Tag ist ein Geschenk, Gabe und Aufgabe zugleich. Und so vieles, was uns völlig selbstverständlich schien, erweist sich als unverdientes Glück. Mitten im Leben sind wir vom Tod umfungen. Und die Frage ist: Woher kommen uns Hilfe, Hoffnung und Zukunft?

Die Botschaft des Karfreitags lautet: In Jesus Christus ist uns Gott selbst zu Hilfe gekommen. Er hat den Tod nicht von außen, sondern von innen her besiegt, indem er ihn durchlitten und für uns alle auf sich genommen hat. Unsere Bäume wachsen nicht in den Himmel, aber vom Himmel her ist uns das Holz des Kreuzes geschenkt, Leiter und Brücke zu Gott. Und seine Frucht ist die „*Arznei der Unsterblichkeit*“. Erfüllt von dieser Hoffnung empfangen wir auch Kraft und Trost für die nächsten Schritte hier und jetzt, sind wir frei für den Dienst an denen, die uns brauchen.

Darum sprechen wir heute voll Demut und Hoffnung: „*Wir beten Dich an, Herr Jesus Christus, und preisen Dich, denn durch Dein heiliges Kreuz hast Du die Welt erlöst.*“ Amen.